

Kälte und Fettgenuß.

Die durch den eingetretenen Mangel an Fetten erzwungene Mäßigung, den Fettverbrauch einzuschränken und die Arbeitsleistungen des Körpers vorwiegend mit Kohlenhydraten, also stärke- oder zuckerhaltigen Nahrungsmitteln zu decken, stößt nicht nur deswegen in weiten Volkskreisen auf Widerstand, weil das Fett ein sehr geschätztes Genussmittel in der Küche und zum Bestreichen von Brot ist, sondern man hört auch immer wieder, und nicht nur aus Laienkreisen, den Einwand, daß im Winter in unserem Klima ein reichlicherer Fettgenuß zur Erwärmung des Körpers unbedingt notwendig sei. Es erweckt im Interesse der Bestrebungen zur Einschränkung des Fettgenusses notwendig, diesem Vorurteil auf das energischste entgegenzutreten. Soweit unsere Kenntnisse reichen, liegt nicht der mindeste Grund vor, an eine solche Sonderstellung der Fette zu glauben; es sprechen im Gegenteil alle unsere Erfahrungen dafür, daß auch zur Erwärmung des Körpers reichliche Mengen von Kohlenhydraten, wenn sie nur in ihrem Energiegehalt dem Fett gleichkommen, genau denselben Wert besitzen wie die Fette. Es ist ja immer und immer wieder hervor- gehoben worden, daß der energetische Wert von einem Gramm Fett nur durch etwa die doppelte Menge von Zucker oder Stärke ersetzt werden kann.

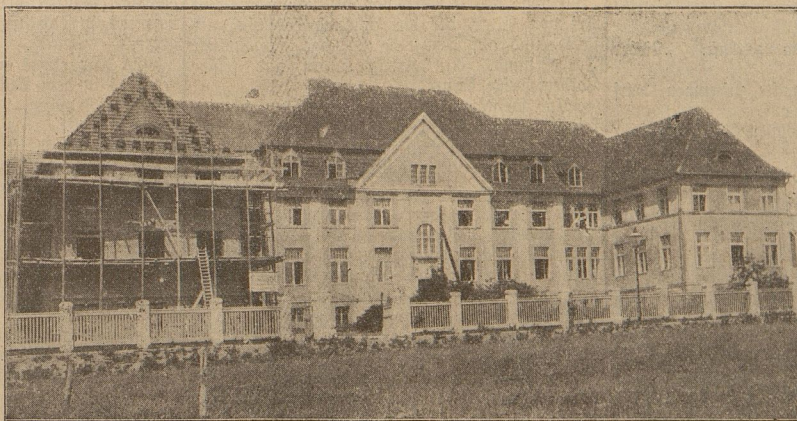
Um dies begreiflich zu machen, müssen wir von der Grundlage ausgehen, daß es einen eigenen chemischen Umsatz im Menschenkörper zur Erzeugung von Wärme überhaupt nicht gibt. Es gibt kein Nahrungsmittel, das etwa in der tierischen Zelle gleichsam wie in einem Ofen verbrennt, indem es ausschließlich Wärme erzeugt. Dies tun die Fette ebensowenig wie die Kohlenhydrate. Es gibt vielmehr für den menschlichen Körper nur eine Quelle der Wärme, und das ist Arbeit, und wenn wir den Wärmeumsatz unseres Körpers bei tieferer Temperatur der Außenwelt steigern wollen, so kann dies eben nur auf dem Umwege über gesteigerte Muskelarbeit erfolgen. Bei nicht allzu tiefer Außentemperatur und geeigneter Kleidung

sind die auch bei Ruhe im Körper ständig vor sich gehenden Arbeitsvorgänge, nämlich des Herzens, der Atemauskfuhr, der Drüsen usw., durchaus genügend, um den Wärmeverlust an die Umgebung zu decken. Steigt aber bei ungenügendem Kleidungschutz die Wärmeabgabe über die Wärme- produktion, so gibt es für den Menschen kein anderes Mittel, seine Wärmeproduktion in dem notwendigen Maße zu erhöhen, als Steigerung der Muskelarbeit. Es ist eine jedermann bekannte Tatsache, daß man, sobald man anfängt zu frösteln, mit den Füßen stampft, die Arme um sich schlägt, sich die Glieder reibt oder irgend etwas derartiges tut, um mehr Muskelarbeit zu leisten. Aber auch dann, wenn man keine willkürlichen Be-

läglichen Leben des deutschen Volkes vorkommen, und wie sie auch jetzt noch selbst unter den größten Beschränkungen des Fettgenusses möglich sind.

Das Vorurteil, daß den Fetten eine besondere Rolle bei kalter Umgebung und starker Wärmeabstrahlung zukommen müsse, ist gänzlich unbegründet.

Zur Stütze dieser Meinung hört man immer wieder, daß ja doch die Völker, die in kalten Klimaten wohnen, einen außerordentlich hohen Fettverbrauch aufweisen. In der Tat ist es bekannt, daß sowohl die Eskimos wie auch z. B. die Bewohner von Hoch-Tibet einen außerordentlich hohen Verbrauch von Fetten zeigen. Indessen ist diese unbefreitbare Tatsache wohl ganz anders zu deuten, als sie in der Volksmeinung im allgemeinen ausgelegt wird. Die Eskimos und Tibeter essen nicht deswegen so viel Fett, weil sie es unbedingt in ihrer kalten Umgebung gebrauchen, sondern sie essen deswegen so viel Fett, weil ihnen stärke- oder zuckerhaltige Nahrung gar nicht oder nur in sehr geringem Maße zur Verfügung steht. Die Bewohner solcher Klimata, in denen Ackerbau gar nicht oder nur höchst unbedeutend in Betracht kommt, sind ja fast ausschließlich auf tierische Nahrung angewiesen. Sie haben also einfach nichts anderes als Fleisch und Fett und müssen ihre Ernährung darauf einstellen. Umgekehrt wird



Ansicht des Hindenburghauses in Königsberg in Preußen.

Das Hindenburghaus nimmt nur Kriegsveterane, vorwiegend Einarmige und Einbeinige oder Soldaten ohne Arme und Beine auf und ersetzt ihnen die fehlenden Gliedmaßen durch künstliche. Sie lernen gleichzeitig mit den künstlichen Gliedmaßen umgehen und den erlernten Beruf weiter ausüben. Auf Seite 331 zeigen wir unsern Lesern und Leserinnen eine Abbildung eines solchen Kriegsveteranen.

wegungen ausführt, leisten die Muskeln von selbst das Notwendige, indem sich nämlich das Zittern einstellt, welche Eridermung ebenfalls nichts anderes ist als leichte Muskelarbeit, die durch Erhöhung der Wärmeproduktion bis zu einem gewissen Grade die erhöhte Wärmeabgabe decken kann.

Da wir nun aber weiterhin wissen, daß zur Leistung der Muskelarbeit die Fette ohne weiteres durch eine gleichwertige Menge von Kohlenhydraten ersetzt werden können, so entfällt auch jeder Grund anzunehmen, daß etwa den Fetten eine besondere geheimnisvolle Kraft innewohnt, den Körper stärker zu erwärmen als die Kohlenhydrate. Wahrscheinlich ist sogar auch für den Menschen die Zufuhr von Fett völlig entbehrlieh, da auch Körperfett aus Kohlenhydraten gebildet wird; unter keinen Umständen sind aber so hohe Fettverbrauchszahlen notwendig, wie sie im

natürlich der Tropenbewohner, dem die kostbarsten Früchte sozusagen in den Mund wachsen, leicht dahin kommen, die Mähe des Jagens und des Haltens von Vieh zu vermindern und sich vorwiegend mit dem zu ernähren, was ihm eben ohne weiteres dargeboten wird, mit Pflanzenkost, die wenig Fette enthält. Wenn ein Nomadenstamm in einer Steppe auch beim heißesten Klima nichts anderes besitzt als seine Herden, so muß er eben von diesen Herden leben, d. h. von ihrem Fleisch und ihrer Milch, und wird demgemäß viel Fett verzehren, ohne daß diese Anpassung an die Verhältnisse irgend etwas mit der mittleren Jahrestemperatur des Gebietes zu tun hat.

Wir können also sehr ruhig unseren Fettkonsum ganz erheblich beschränken, ohne daß die genügende Ernährung unseres Körpers irgendwie Schaden dadurch leidet. Es sei im übrigen darauf

hingewiesen, daß wir mit dieser Einschränkung nur zu den Gewohnheiten unserer Großväter zurückkehren, die sehr viel weniger Fett zu sich genommen haben als wir. Das Fett ist eben ganz ähnlich dem Fleische bei der heutigen Wohlhabenheit unseres Volkes ein Luxusartikelmittel geworden, ein Genussmittel, gegen das in Friedenszeiten nicht viel einzunenden ist, an dem aber in Kriegsnöten gespart werden kann, ohne daß die geringsten Schädigungen eintreten, und an dem jetzt gespart werden muß. Zur Ermöglichung dieser Ersparnis ist aber ausgiebige Zufuhr an leichtverdaulichen Kohlehydraten in mannigfacher wohlschmeckender Form nötig. Besonders wichtig ist die Bereitung von Mehlspeisen mannigfacher Form. Darum muß die Mehl- und Weizenmehl-erhöht werden. Der Hauptgefahr des Fettmangels, daß die Bevölkerung wegen der Mangelhaftigkeit und des fehlenden Wohlgeschmacks der fettarmen Nahrung zu wenig isst und dadurch verelendet, muß durch diese Maßnahmen energig entgegengetreten werden.

Prof. Dr. Carl Oppenheimer.

Mache Deine Seele frei!

Roman von Erich Ebenfein.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mitten in dem viereckigen Zimmer saß der Maler an der Staffelei. Und von Serenas Erinnerungsvermögen sank plötzlich ein Schleier. Ja — das war der Mann, mit dessen blonden Bart sie als Kind so oft gespielt, der sie geherzt und geküßt hatte: ihr Vater. Sie erkannte ihn sofort.

Wohl war sein Bart lang, verwildert und grau geworden, wie die lockige Haarmähne über der gewölbten Stirn und das funkelnde blaue Auge matt, aber es war derselbe mächtige Kopf, dieselbe Adlernase —

„Papa!“ sagte Serena zaghaft. „Lieber Papa —“

Der an der Staffelei zuckte zusammen, warf die Palette hin und sprang auf. „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Wer ließ Sie herauf?“

„Dein Kind bin ich. Deine Serena — lieber Papa, sie haben Dich ja nur belogen, als sie Dir schrieben, ich sei tot. Belogen, damit Du mich nicht holen kommen könntest —“

„Se-re-na?“ Sein matter Blick wurde scharf und grub sich suchend in ihr Antlitz. An der geraden, griechischen Nase ließ er lange haften und versenkte sich dann stumm in die dunklen Augen, die so merkwürdig mit dem blonden Haar kontrastierten.

Ein Zittern lief durch seine hagere Gestalt. Und plötzlich packten zwei wind- und wettergebräunte Hände Serenas Schultern.

„Ja — ja — Du hast Evelyns Augen — o Gott! — Evelyns Augen, die ich nie mehr zu sehen fürchtete — nun doch — doch!“

Serena schmiegte sich an seine Brust und atmete tief auf.

„Denke jetzt nicht an Mamas Augen,“ sagte sie leise. „halte mich fest! Küsse mich! Dein Kind — Papa — o, wie gut das tut! Wie gut das tut — endlich eine Heimat —“

Serena saß auf ihres Vaters Schoß und hielt die Arme um seinen Nacken geschlungen. Erst jetzt, nachdem sie ihm alles erzählt hatte, kam sie dazu, sich in der Stube umzusehen.

Lauter Bilder an den Wänden und immer nur ein Gesicht. Das einer unbeschreiblich lieblichen jungen Frau mit strahlenden, dunklen Augen, einer griechischen Nase und üppigem, blauschwarzem Haar.

Und überall nur die obere Partie herausgearbeitet, der Mund verschwommen, kaum angedeutet.

„Mama,“ sagte Serena leise. „O wie schön war sie!“

Er nickte melancholisch.

Das Schönste war ihr Lächeln — mit Mund und Augen zugleich — aber ich kann's nicht herausbringen — kann's nicht mehr finden, seit —“, er brach ab, sein Antlitz verdüsterte sich jääh.

Serena strich ihm beruhigend über die Stirn. „Nicht nicht immer daran denken, Papa. Sie hat Dich doch so lieb gehabt, das halte fest, und daß Du sie glücklich gemacht hast trotz alledem. Nun ist ihre Seele bei uns und freut sich.“

Maifort nickte. Dann sprach er schein, fast flüsternd:

„Ja, sie ist bei uns. Immer. In jedem Sonnenstrahl, im Meer, in den Mythen — überall. Und die Wolken, das sind unsere Vöten, weißt Du. Da grüß' ich sie immer und geb' ihnen meine Sehnsucht mit und schicke ihr Botschaft. Die Bilder da hat noch niemand gesehen. Die schließ' ich alle fort, wenn jemand kommt, und hänge die andren drüber — aber da im Zimmer ist Evelyn doch immer. Ihr Geist und auch ihr Leib —“

Serena zuckte erschrocken zusammen. Wohin verirrt seine Gedanken sich wieder? Sprach er schon wieder wahr?

Maifort stand auf und trat geheimnisvoll an einen großen, geschmückten Schrank, dessen Tür er öffnete.

„Du bist ihr Kind und meins — Du sollst es wissen. Sieht Du, Serena, hier ruht sie in dieser Truhe aus Ebenholz. Innen ist alles weißer Atlas. Dahinein hab' ich alles gebettet, was mir von ihr blieb. Ihr Brautkleid, den Mythenkranz, das erste Bild, das ich von ihr malte — es ist wie lebendig — wahrhaftig sie selbst. Dann eine Locke ihres schönen, dunklen Haars und den Ring, den ich ihr als Bräutigam gab, und den sie immer so lieb hatte —“

Serena starrte bleich vor Bestürzung auf eine Art von Altar, der die Höhlung des Schrancks füllte, und auf dem eine schwarze, fargähnliche Truhe stand. Ein Kreuz darauf und frische Lorbeerzweige herum.

Und sie starrte auf den alten Mann, der ihr mit seinem wunderlichen Skultus nun doch wieder wie ein Wahnsinniger erschien.

Maifort aber fuhr düster fort:

„Ich habe mich schwer an ihr verjündigt und kann keine Rüge finden. Sie war so rein und treu, und ich zweifelte doch an ihr — und einmal lächelte sie, als ihr einer sagte, sie sei schön, da fuhr ich sie hart und wild an. Sie aber, die ganz Liebe war, ging hin und — er söhnte dumpf auf. „Der erste Streit — und gleich das Ende — bloß weil ich im Joren Jähre, ich glaube nicht mehr an ihre Liebe!“. D. Serena, wieviel habe ich gelitten, wie wahnsinnig bereut!“ Er blickte verwirrt um sich. „Aber sie lebt. Da drin lebt ihre Seele und spricht mit mir und arbeitet mit mir und weicht nicht von mir. Ich sehe sie deutlich — bloß das Lächeln — das liebe, glückliche Lächeln kann ich nicht wiederfinden —“

Er grübelte in sich hinein. Serena schwieg bekümmert.

Pfötzlich hob er den Kopf und sagte, Serena ansehend:

„Du hast ihre Augen und die feine, gerade Nase und ihren Mund — lächle, Serena — lächle!“

Serena tat ihm den Willen, aber sie hätte lieber weinen mögen, und Maifort schüttelte traurig den Kopf.

„Nichts. Du kannst es nicht. Das Strahlende fehlt.“

Am Abend gingen sie zwischen den Klippen spazieren. Das Meer gluckte an die dunklen Felsen, weiter draußen dehnte es sich wie ein Gewand aus flüssigem Gold.

Maifort blieb plötzlich stehen.

„Und was willst Du nun, Serena? Du sagst, Du malst — willst Du nach München gehen?“

„Nein, Papa. Bei Dir bleiben. Bei Dir und — Mama in San Pietro d'oro.“

„Kind, Kind — es ist sehr einsam hier!“

„Aber unsagbar schön! Jeder Schritt ein Bild!“

„Du bist jung, Du brauchst Menschen —“

Serena lächelte schmerzlich.

„Mir graut vor den Menschen, Papa. Was soll ich unter ihnen? Der einzige, nach dem ich fragte — der hat mich aufgegeben. Nun frag' ich nur mehr nach Frieden und Ruhe. Malen kann ich hier besser als anderswo — laß mich bei Dir bleiben!“

Und Serena blieb in den verfallenden Klostermauern von San Pietro d'oro. Unten, im einsigen Kreuzgang, von dem nur mehr ein Stück unverehrt erhalten geblieben war, gab es neben der Küche, in der Madre Lucia hauste, zwei kleine Stuben. Eine davon bewohnte Maifort, die andere — bisher Kumpelfammer — Serena. Bei Tag saßen sie oben in der hellen Turmstube und malten. An Milla schrieb sie, daß ihre Sachen vorläufig im Atelier bleiben sollten und schickte die Miete für ein halbes Jahr.

Nach drei Monaten hatte Serena ihr erstes großes Bild vollendet. „Schiffbrud“ hieß es.

Nacht über dem wilden, wogenden Meer, in dessen schwarzen Wassern sich hier und da ein Sternlein spiegelte, das die sturmgepeinigten Wolken oben freigab, vorne die Reste eines gestrandeten Schiffes, schwimmende Planken, gebrochene Masten, die aus dem Wasser ragten, verzweifte Menschen, die sich daran klammerten, andere schwimmend, sich an Planken festhaltend, und alle den Blick in die Ferne gerichtet, wo ein Leuchtturm seine Lichtarme weit in die Finsternis hinein breitete.

Einer der Gerinkenden wies mit wilder Gebärde darauf hin: dort — dort, wenn sie das Licht erreichen könnten, die sichere Küste! So mild erbarmend, so selig strahlend leuchtete es ihnen entgegen —

Es war etwas unbeschreiblich Großes, Aufregendes im dem Bild, viel mehr als der Kampf weniger Menschen, viel mehr als das Nicht des Leuchtturmes.

„Mein Leben ist es,“ dachte Serena, „meine Seele, die da in den schwarzen, wilden Wassern ringt und — verlischt.“

Drei ist sie. Kein Geiz gilt mehr für sie, keine Grenzen, kein Grund oben oder unten, nur Unendlichkeit, nur Ewigkeit — warum jauchzt sie nicht? Ach — Todesnot liegt über ihr!

Und drüben winkten Licht und Land, Geborgenheit. Warum verließ sie das Land?

Maifort stand lange vor dem Bild seiner Tochter. Vielleicht ahnte er, was Serena dabei empfunden hatte, denn er seufzte tief auf.

Dann küßte er sie auf die Stirn und schlich sich hinab zu den Klippen, wo er bis Sonnenuntergang blieb.

Serena aber setzte sich still an ihren Lieblingsplatz unter die große Steinecke nahe von Madre Lucias Hütte an der kleinen Bucht.

In dieser Nacht hörte sie ihren Vater rastlos oben im Turmzimmer herumwirrschaften. Was tat er? Warum ging er nicht schlafen?

Serena lag wach im Dunkeln. Draußen blitzten die Sterne, rauschte das Meer, der Mond warf ein geisterhaftes Licht über die schwarzen Felsen.

Sie dachte an den Morgen, da Matteo sie nach San Pietro d'oro gerudert hatte, und sie wurde sich bewußt, wieviel sie damals von dem kleinen Eiland erwartet hatte, und wie wenig es ihr dann gegeben. Auch hier war kein wahrer Friede.

Solange sie mit dem Bilde beschäftigt war, hatte sie's nicht empfunden, aber jetzt wurde es ihr klar: Sie hatte hier keine Heimat, sondern bloß Einsamkeit. Sie hatte keinen Vater — bloß einen alten, wunderlichen Mann, der sein Traumleben für sich weiterführte. Gut war er ja zu ihr. Sprach nicht mehr laut vor sich hin und malte keine ja



grauenhaft sehnsüchtigen Bilder mehr. Malte überhaupt nicht, sondern saß still neben ihr und mühte sich, ihr technische Winke zu geben. Lehrer — nicht Vater. Von dem, was ihn innerlich bewegte, kein Wort. Keine Frage nach dem, was in ihr vorging.

Serena schauerte, wenn sie daran dachte, daß dies Jahre und Jahre so forgehen sollte. Ein Wort fiel ihr ein, das sie selbst einst zu Sendthausen gesagt hatte; lauter Richtigungen, aber kein Weg.

War auch San Pietro d'oro nur eine Richtung in ihrem Leben gewesen? Wo lag dann der Weg? Am Morgen erwartete Maikott seine Tochter schon am Strande. Sie pflegte jeden Tag dort vor dem Frühstück eine Stunde zu gehen, ehe sie sich an die Arbeit begab.

Serena hatte sofort das Gefühl, als wäre etwas in ihres Vaters Wesen verändert. Zum erstenmal sah sie ein Lächeln in dem hageren Gesicht, zum erstenmal blinzelte sie die verschleierte, blauen Augen mit wachem Ausdruck an.

Auch seine Haltung war nicht mehr so schlaff wie sonst.

„Serena.“ begann er mit feierlichem Ernst, „ich habe heute nacht viel mit Ewelhne, Deiner Mutter, gesprochen — Du weißt, ich tue nichts ohne sie, selbst auf meinen Bildern steht ihr Name, denn ihr Geist malt sie mit mir — und als ich mit ihr von Deinem Bilde sprach, da mahnte sie mich an etwas, worüber wir einst sprachen, wenn Du zu unseren Füßen spieltest. Etwas, das Dich betraf.“

„Mich, Papa?“

„Ja. Deine Mutter sagte dann immer: „Wir wollen ein Sonnenkind aus ihr machen, Hans, ein wirkliches Sonnenkind, nicht wahr? Sie soll immer lächeln und glücklich sein.“ — Siehst Du, das fiel mir heute nacht ein. Und daß Du kein Sonnenkind geworden bist, sondern so still und traurig.“

„Nein — ein Sonnenkind bin ich nicht,“ jagte Serena bitter. „So wenig wie Du, Papa, so wenig, wie Mama es war. Es liegt kein Glück über uns.“

Maikott schüttelte den Kopf.

„Sie und ich — nein. Aber siehst Du, Serena, wenn man so lange einjam in der Natur gelebt hat — dann lernt man manches, ohne es zu wollen. Und so hab' ich gelernt, daß alles auf Erden, das erst feimender Anjaß ist, auch eine erbliche Vererbung hat. Wie mein Talent in Dir zur Reife kam, warum nicht auch unser Traum von Glück?“

Serena lächelte traurig.

„Es gibt auch Niedergang und Absterben, Papa. Glück —“

„Nein, Kind. Es war Ewelhnes Wunsch, daß Du glücklich und glücklich seist. Du mußt es werden. Für San Pietro d'oro bist Du zu jung und — ein zu starkes Talent. Der Künstler braucht Leben um sich. Rede nicht dagegen, ich hab's wohl bedacht in dieser Nacht und Abschied genommen von allem, was mir hier teuer ist — auch von ihr vorläufig. Dein Bild ist verpackt, morgen geht es nach München ab zur Ausstellung. Wir aber reisen.“

Serena starnte ihn sprachlos an. Er ging fort um ihren Willen. Er riß sich aus seinem egoistischen Schmerz —

„So lieb hast Du mich, Papa?“ Ein großes, warmes Glücksgefühl durchströmte sie.

Maikott zog sie an ihre Brust.

„Du bist alles, was mir von ihr geblieben ist,“ murmelte er, „ihre Bestes, das Kind, dem sie ihre Seele mitgab.“

Zu Laufe des Tages kamen Serena noch mancherlei Bedenken. Reisen kostete Geld —? Maikott lächelte geheimnisvoll:

„Darum keine Sorge, Serena. Vor Jahren starb mir ein Onkel und setzte mich zu seinem Erben ein. Hab' mich nie um das Geld gekümmert — in München liegt's auf der Bank. Jetzt holen wir's uns.“

„Und wohin?“

„Wohin Du willst. Nach Wien vielleicht zuerst. Du hast doch noch Deine Sachen bei der Blumenmalerin stehen, nicht?“

„Ja. Wie wird sich Wila freuen — und Albrecht! Ja, Papa — nach Wien. Wir ziehen beide zu Frau Ternburg, sie wird schon Platz schaffen für Dich. Und Du sollst sehen, Papa, Dir wird es auch gut sein dort!“

Maikott jagte nichts. Aber er freute sich über das neue Leben in Serenas Gesicht und die junge Röte ihrer Wangen. So schön hatte er sie noch nie gesehen.

12. Kapitel.

Die Ternburg hatte es wirklich ermöglicht, daß Maikott auch draußen im Atelier wohnen konnte und sich nicht in einem der unliegenden Straßenzüge nach Quartier umsehen brauchte.

Sie selbst logierte sich nämlich in die helle, kleine Küche ein, die zu der Wohnung gehörte, und überließ Maikott ihre eigene Stube neben Serena. Man wollte natürlich protestieren, aber die kleine Dicks erklärte:

„Hierundzwanzig Stunden Zeit — dann Besichtigung meines neuen Reiches, und man wird sehen, daß ich nur gewonnen habe. Wozu brauchen wir denn eine Küche, da wir doch nicht kochen? Den Tee abends oder 'ne Bowle gelegentlich, das mach ich Euch schon so zurecht. Am Gastofen. Und übrigens, warum mich um das Geschäft bringen? Wenn Ihr Vater mir die Stube abmietet, dann wohn' ich ja fast unsonst da im Pavillon, und das kann ich gerade brauchen.“

Als sie nach vierundzwanzig Stunden Maikott und Serena aufforderte, ihr neues Reich zu inspizieren, waren beide sprachlos.

„Aber das ist ja entzückend!“ rief Serena, an den weißbespannten Wänden hinstehend, wo wie in einer Ausstellung all die unverkauften Blumenbilder und Stillleben der Malerin hingen.

Fensterbrett und Ecken standen voll lebender Blumen, und der Herd verschwand völlig unter einer geschickt arrangierten Gruppe von Mattpflanzen.

„Na — hab' ich's nicht gesagt? Und zur Einweihung brau ich heute abend eine Maibowle, wozu ich ergebeist hiermit die Einladungen verschide,“ knigte Wila lachend.

Der Abend wurde sehr gemütlich. Maikott, der jahrelang fern von aller häuslichen Behaglichkeit gelebt hatte, empfand es vielleicht am intensivsten. Er war überhaupt ein anderer Mensch geworden in Wien.

„Deine Freundin hat trotz ihrer kurzen Haare und der gar nicht üblen Bilder nichts vom „Malweiblein“ an sich, das sich in Mädchen oft so unangenehm bemerkbar macht,“ jagte er zu Serena, „sie erinnert mehr an eine gute, mütterlich sorgende Hausfrau.“

„Ist sie auch! Ich glaube, sie war recht unglücklich, als ihr Mann starb und sie mittellos zurückließ, so daß sie sich ihr Brot selbst verdienen muß.“

„Und willst Du nun hier bleiben, Serena? Ich denke, Du kennst noch so wenig von der Welt, daß wir reisen sollten.“

„Später, Papa. Ich habe eine Idee — morgen möchte ich ein zweites Bild anfangen. Der Frühling hier, der ringsum blüht, hat's mir zugestimmt, und „Frühling“ soll es heißen!“

Ein paar Tage später — Serena und Wila malten drin im Atelier auf Tod und Leben — sah Maikott mit Albrecht Wendel im Garten draußen.

Die beiden hatten sich reich angefreundet, und Maikott erklärte es Serena täglich:

„Ich hatt's nie gedacht, daß einer aus Schloßstadt und aus der Sippe so nett sein könnte.“

Serena nickte dann jedesmal lächelnd:

„Ja, er ist sehr nett und gut, unser Albrecht.“

„Es wäre vielleicht gut, wenn Sie Ihre Reize mit Serena bald antreten würden,“ jagte Albrecht zu Maikott, „ich wollte es vor ihr nicht jagen: verhin — aber Erler ist gegenwärtig in Wien.“

Maikott hob überrascht den Kopf. Seine Miene wurde erft finster, dann hochmütig.

„Ah — wirklich? Und was geht das uns an?“

„Es wäre immerhin möglich, daß Serena ihn zufällig begegnete.“

„Daran läge nichts. Der Mann ist abgetan für sie. Tot, Mausstot.“

„Tauschen Sie sich nicht, Onkel Maikott! Serena liebt ihn noch immer.“

„Lächerlich — diesen Wachsappen, der sich von Muttern an den Futtertrög fetten ließ!“

„Nun — seitdem hat er sich ja frei gemacht. Ich habe um Serenas Willen seine Schritte verfolgt. Er ging nach München — die Frühjahrsausstellung bringt ein Bild von ihm: „Prometheus.““

Maikott lachte höhnlich.

„Na ja — billiger hat er's nicht getan! Gleich den größten Stoff — so'n Schulmeister!“

„Es soll trotzdem ein Wurf sein. Ein Freund von mir hat es noch im Atelier gesehen, er jagt, Erler habe nichts verlernt, im Gegenteil, es sei eine Kraft und Größe in dem Bild, die allgemein verblüffe. Schüler haben sich daraufhin bei ihm gemeldet, aber er wies sie ab. Und obwohl man ihn einen aufgehenden Stern nennt, reiste er eines Tages von München ab und kam hierher. Graf Derby rüfete, wie Sie vielleicht wissen werden, zu einer Reize nach Judien und Tibet, er suchte einen Maler zu gewinnen für seine Expedition, und Erler soll mit ihm in Verhandlungen getreten sein.“

„Nun also — dann sind wir ihn ja los!“

„Die Expedition bricht aber erst in einem Jahre auf — einwöchigen malt Erler im Palais Derby Fresken für den Speiseaal.“

„Wenn auch. Ich glaube, Sie beurteilen Serena falsch. Sie ist eine Künstlerin durch und durch. Der Mann hat sie nie verstanden, hat ihre Freiheit unerbunden, hat sie wie ein echter Philister bloß an den Kochtopf fesseln wollen — das vergißt sie ihm nie!“

„Sie ist bei aller Künstlerkraft vielleicht aber noch ausgeprägter: Weib. Wenn ich die verzweifelte Sehnsucht in ihrem „Schiffbruch“ richtig verstehe — ich seh' mir die Photographie täglich an und kann's nicht anders verstehen als —“

„Nein, nein. Nicht Sehnsucht nach diesem Menschen, an den sie gar nicht mehr denkt! Das war was anderes. Sie kam zu mir auch schiffbrüchig, müde und enttäuscht vom Leben, und jagte: „Ruhe und Frieden — mehr will ich nicht mehr.“ Aber sie ist doch noch so jung! Sie kannte das Leben ja gar nicht! Und da kam dann so eine heiße, ihr selbst unverständliche Sehnsucht nach dem unbekanntem Leben in ihre Seele — die malte sie hinein. Alles unbewußt, verstehen Sie? Ich verstand's, und darum ging ich mit ihr in die Welt zurück, und darum will ich ja auch reisen mit ihr — nur ihr Bild will sie noch vorher vollenden.“

Albrecht starnte schweigend auf den Ries und spielte mit einem jungen Rosenkätzchen, den er ausgerissen hatte. Dann begann er nochmals:

„Sie kennen Serena erst seit Monaten, Onkel Maikott — ich kenne sie seit ihren Kindertagen. Blind hatte sie Erler genommen, jawohl. Aus einer drängenden Sehnsucht nach Freiheit und nach Weibesglück heraus. Und so, wie Erler war, konnte er ihr beides nicht geben. Aber sie hat auch noch an ihrer Liebe zu ihm festgehalten, als sie nicht mehr blind ins Leben schaute. Eine elende, niederträchtige Verleumdung von Umständen und Personen hat sie von ihm getrennt, das gab auf ihrer Seite einen Riß, aber keinen Bruch. Seitdem ist er als Künstler wenigstens ein anderer geworden, ihr ebenbürtig.“

„Und als Mann?“ fiel Maikott hitzig ein.

„Da ist er der engherzige Schulmeister geblieben, vergessen Sie das nicht! Wer hinderte ihn denn, sich ihr wieder zu nähern? Es gab ja eine Zeit, wo sie darauf wartete. — Nein, Albrecht, der Mensch kann zehnmal Prometheus malen, ein Philister bleibt er doch!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Platz an der Sonne.

Roman von M. Czzygan.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Trau von Ulseider nickte lächelnd. Sie war eine jener Erscheinungen, von der niemand recht sagen konnte, ob sie schön oder häßlich seien. Ihre Gestalt war zu üppig, um ebenmäßig zu erscheinen. Ihr Gesicht, im Gegensatz zu der Fülle des Körpers, schmal, mager und sehr ruhig, fast unbeweglich im Ausdruck.

Mit einer leichten Handbewegung lud sie Traute ein, sich neben sie zu setzen.

„Sie werden es bald merken, daß Ihnen hier die freundlichste Gesinnung entgegengebracht wird,“ sagte sie. „Schon als Schwester Harry Burgks. Ihr Bruder ist der Abgott dieses kleinen Kreises. Wir sehen in ihm alle den berühmten Mann. Wenigstens den, der die beste Anwartschaft auf den Ruhm hat.“

Traute hob erstaunt die Augen. Waren diese Worte ernst gemeint? Es schien ihr fast, als ob die Stimme ihrer Nachbarin ein wenig spöttisch gesungen hätte. Aber das unbewegte Gesicht gab ihr keine Auskunft. Und da in diesem Augenblick die Türen zum Speisezimmer geöffnet wurden und alle Anwesenden sich gleich darauf von ihren Plätzen erhoben, blieb keine Zeit zum Fragen.

Bei Tisch saß Traute zwischen Doktor von Möringer und einem der jüngeren Herren, der ihr als Schriftsteller Mark Fels vorgestellt worden war, und der sich selbst ihr gegenüber als einer der feurigsten Bewunderer Harrihs bezeichnete. Er hieß übrigens, wie ihr Doktor von Möringer gelegentlich zuflüsterte, mit seinem wirklichen Namen Paul Meier, woran er aber unter keinen Umständen erinnert zu werden wünschte. Er nahm sofort einen Anstoß dazu, seine Nachbarin so gründlich als möglich in seine Werte oder vielmehr in die Pläne zu seinen Werken einzuführen. Doktor von Möringer aber verhinderte diese Absicht.

„Ihr ‚toter König‘ ist noch so gänzlich ungeboren, lieber Fels, daß ein Meinungsaustausch über ihn unerquicklich ist. Lassen Sie Ihre Pläne doch erst in Ihrem Gehirn reifen. Wenn Sie jetzt schon immer davon sprechen, schnappt Ihnen am Ende einer die großartige Idee weg.“

Mark Fels schüttelte mit einer stolzen Bewegung sein Haupt.

„Keine Gefahr dazu, bester Doktor. Die Idee läßt sich so leicht nicht wegschnappen. Sie ist präde, wie Sie wissen. Gewissermaßen gefeit. Durchschnitztalente zwingen sie nicht. Einzig unser lieber Meister käme außer mir für sie in Betracht. Nun, und der ist mein Freund!“

Er legte auf die letzten Worte eine besondere Betonung und sah mit leichtenden Augen zu Harry hinüber.

„Der tote König‘ ist nämlich der Titel zu meinem neuesten Drama,“ wandte er sich darauf erklärend Traute zu. „Ich habe in letzter Zeit —“

„Darf ich um Ihr Glas bitten, gnädiges Fräulein?“ unterbrach Möringer abermals energisch. „Was, Sie haben erst so wenig genippt? Aber das geht doch nicht, gnädiges Fräulein. Hier heißt's mithalten. Nebenbei bei den letzten Worten meines verehrten Kollegen fällt mir ein: In letzter Zeit, d. h. vorgestern, habe ich Ihre Bekanntschaft gemacht, gnädiges Fräulein, ohne daß Sie es ahnten. Ich nehme wenigstens an, daß Sie mich in meiner Unscheinbarkeit nicht bemerkt haben, als ich Ihnen Montag kurz vor unserm Hause begegnete.“

Traute erröte leicht. Sie hatte sich sofort bei der Vorstellung Doktor Möringers an das feste, frische Gesicht erinnert, dessen Augen bei der Begegnung bewundernd auf ihr geruht hatten.

„Doch,“ sagte sie aufrichtig, „ich habe Sie bemerkt. Sie wohnen wohl bei uns im Vorderhause?“

„Ganz recht. Und in derselben Etage mit Ihnen. Sonderbar, daß ich Sie nie am Fenster

oder auf dem kleinen Balkon ihrer Stube gesehen habe. Frau Bachmann, die mir heute von Ihnen erzählen mußte. Sie scheint Sie übrigens vollständig in ihr Herz geschlossen zu haben und sich fast als Cherubim mit dem feurigen Schwert zu fühlen.“

„Sie ist eine gute Frau. Ich bin sehr froh, daß ich bei ihr Wohnung gefunden habe.“

„Ach auch, wirklich, gnädiges Fräulein,“ beteuerte Möringer, verjähmt lächelnd. „Sie glauben gar nicht, was für ein nettes Gefühl es ist, sich in angenehmer Nachbarschaft zu wissen.“

Traute lächelte. Ihr Nachbar gefiel ihr sehr gut. Die Art, wie er ihre Bewunderung zeigte, war bei aller Kecheit frisch und harmlos. Sie fühlte ordentlich, wie ihr Vertrauen zu ihm wuchs. Mehr als zu all den andern Menschen hier, zu denen sie noch kein Zugehörigkeitsgefühl empfand. Mit ihnen feinen Ohren ting sie überall von den andern Enden der Tafel Bruchstücke der Unterhaltung auf. Ihre Blicke glitten immer wieder interessiert über die Teilnehmer der Gesellschaft.

War es nicht, als ob sie in eine ganz neue Welt versetzt worden war, in der nichts von den Gebräuchen und Gewohnheiten galt, die ihr daheim als beste und einzig wahre eingepreßt worden waren? Dort puritanische Einfachheit in jeder Beziehung, rastlose Tätigkeit und feste Arbeitspläne für Tage und Wochen, hier scheinbares Wohlleben, Luxus und Pflege der Persönlichkeit bis ins Kleinste! Dort der Grundglaube, daß Bescheidenheit und Zurückhaltung zu den erstrebenswerteren Tugenden gehöre, hier fröhliches, unbekümmertes Nüchtern seiner selbst und seiner Verdienste! Jeder der Anwesenden hatte, seinen Reden nach zu schließen, einen bestbekannten, wenn nicht berühmten Namen oder Titel und außerdem eine Reihe vornehmster und einflussreichster Bekannten und Verwandten. Dazu waren die anwesenden Damen in hübschen, hellen Toiletten, obwohl aus ihren Gesichtern, außer dem Frau von Ulseiders, lange jede Spur von Jugendlichkeit geschwunden war. Ja, um die mächtige Gestalt der Justizrätin Hecht spannte sich so selbstverständlich das zarteste, klare Spitzenkleid, als ob darüber nicht ein weißhaariger Kopf mit einem stattlichen Doppelkinn getrommelt hätte. Die Unterhaltung schwirrte lebhaft hin und her. Jeder gab sich sicher und selbstbewußt. Nur Traute fand sich aus dem Gewir der neuen, sie überraschenden Eindrücke nicht schnell heraus. Instinktiv fühlte sie, daß vieles Schein und Maske war. Im ganzen aber empfand sie aufrichtige Bewunderung für all diese ihr in jeder Beziehung bevorzugt erscheinenden Menschen.

Nach Tisch kehrte man in den Salon zurück. Doktor von Möringer blieb in Trautes Nähe.

„Seidem ich Sie kennen gelernt habe, gnädiges Fräulein, muß ich immer an ein kleines Gedicht denken, das mich als Junge mal lebhaft interessiert hat. Kennen Sie vielleicht die Geschichte von dem Weilschen, das auf die Wanderschaft ging?“

„Ich entsinne mich nicht.“

„Nicht? Dann will ich es Ihnen erzählen, so gut ich's noch im Gedächtnis habe. Also hören Sie: Unten im Tal, am Fuß des Berges, steht Blauweilschen in seiner anspruchslosen, duftigen Lieblichkeit. Der Frühling hat es mit allen Reizen geschmückt. Das Pläzchen, das seine Heimat bildet, liegt versteckt, aber sicher und wohlgeborgen. Sonnenglut und Wind düren dem Blumenkind nichts anhaben. Blauweilschen aber fühlt Sehnsucht, die Welt außerhalb seiner Heimat kennen zu lernen. Es nimmt all seinen Mut zusammen und begibt sich auf die Wanderschaft. Zunächst klettert es nur ein Stückchen den Berg hinauf und hält vorsichtig Ausschau. Da es aber keine Gefahr für seine zarten Würzelschen und Blättchen bemerkt, wird es fester. Es fängt nochmals an zu klettern, und nach kurzer Zeit nochmals. Je mehr es von der Welt kennen lernt, desto schöner

dünken ihm die Plätze draußen. Immer weiter steigt es hinauf. Endlich hat es die Spitze des Berges erreicht, wo ihm die Sonne am goldigsten zu lachen, die Matten am wärmsten gebettet schienen. Aber ach! Droben umhauf es der harte Wind. Der Boden ist felsig und steinig. Mühselig versucht es, sich mit seinen zarten Füßchen festzuklammern. Es zittert und friert, denn der Wind zault an seinem dünnen, seidnen Rückchen. Voller Angst schaut es den Weg zurück. Wie gern möchte es wieder in seinem warmen, versteckten Heimatswinkel sein! Aber das arme Blauweilschen ist müde, todmüde geworden. Es kam nicht mehr wandern, nicht mehr zurück. Es muß auf dem harten Felsen erriren.“

„Vielleicht wäre das Weilschen im Tal drunter aber auch zugrunde gegangen,“ meinte Traute nachdenklich.

Möringer nickte. Sein hübsches, munteres Gesicht war während des Erzählens ganz ernsthaft geworden. Jetzt aber lachte er wieder auf.

„Ja, wissen Sie, den Gedanken hatte ich damals schon als Junge. Und soll ich Ihnen noch erzählen, was ich als dummer, kleiner Wicht getan habe?“

„Bitte.“

„Ich lief in den Garten hinaus und suchte einen Weilschenbusch, der dicht am Zaun halb-eingeklemmt neben einem Steinhaufen stand. Ich bildete mir fest ein, ich müßte den Busch retten, da er womöglich sonst aus seiner dunklen Ecke heraus auch Gelsche nach einer Kletterpartie bekommen könnte. So hob ich ihn vorsichtig aus der Erde und trug ihn eiligst auf mein Beet, mitten auf den Ehrenplatz. Da hat er sich richtig eingewurzelt und allmählich eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen.“

„Das war nett von Ihnen. Ich glaube, das hätte ich auch getan. Wir haben auch immer alle leid getan, die mir bedrückt oder eingeengt schienen.“

Traute war gegen ihre Gewohnheit lebhaft geworden. Lächelnd hielt er ihr seine Hand hin.

„Sie verstehen wunderhübsch zuzuhören, gnädiges Fräulein. Man verpiert die größte Lust, Ihnen bald wieder etwas zu erzählen.“

„Aber hoffentlich recht lustige Geschichten, Möringer. Sie sind doch sonst gerade auf dem Gebiet am besten beischlagen.“

Es war Jost Rainer, welcher sich unerwartet in das Gespräch mischte. Er war von hinten an die beiden herangekommen und neben ihnen stehen geblieben. Traute suchte zusammen. Sie mußte, wie jedesmal, wenn sie sich plötzlich ihm gegenüber befand, zuerst die Empfindung heizer Beklemmung niederringen. Darüber stieg Jörn und Trotz in ihr auf. Sie erwiderte unfreundlich:

„Ich höre erst die Geschichten sehr gern. Herr von Möringer hat gerade meinen Geschmack getroffen.“

Doktor Rainer neigte leicht den Kopf. Seine Blicke gingen wie prüfend an ihrem Gesicht. Ruhig sagte er:

„Ja, ja, das mag sein. Solange man keinen rechten Kummer kennen gelernt hat, liebt man die ernststen oder gar traurigen Geschichten. Der Geschmack ändert sich erst später. Ich nehme also meinen Vorschlag zurück.“

Er klopfte Möringer auf die Schulter und ging durch den Salon nach der Kamindecke, in der, um den Divan der Hausfrau gruppiert, fast die ganze übrige Gesellschaft saß.

Traute blickte der hohen, eleganten Gestalt nach. Und sie wußte nicht, wie es zuzuging: ihr Platz kam ihr auf einmal still und verlassen, ihr hübscher, unterhaltender Partner gar nicht mehr interessant vor. Sie sah nur, wie die unruhigen Augen Lanie Albertes ihrem Gatten entgegenleuchteten. Sie sah, wie Frau von Ulseider kaum merklich ihren Stuhl rückte, und wie Jost Rainer gerade dicht neben diesem Stuhl Platz nahm. Und sie sah, wie über das sonst so unbewegte Gesicht

der kühlen Frau ein jähes, sie verschönerndes Lächeln glitt.

„Warum sehen Sie so traurig aus, gnädiges Fräulein?“

„Ich —? ach — ich glaube, ich bin müde. Ich bin gar nicht an Gesellschaften gewöhnt. Ich möchte zu Hause sein.“

„Blaueißen!“ Möringers Stimme klang weich. Behutjam nahm er ihre Hand und strich über ihre Finger.

Aber sie entzog sie ihm jetzt hastig und blickte wieder zu den andern hinüber. Man plauderte und lachte dort laut. Harry sprach lebhaft. Max Fels und die andern jungen Herren sahen an-dächtig zu ihm auf. Frau von Ufseider rief ein paarmal „Bravo“ zu seinen Bemerkungen.

„Sehen Sie nur, wie Ihrem Bruder der Hof gemacht wird,“ lächelte Möringer. „Er hat freilich auch außergewöhnliche Gaben. Wenn seine An-beter ihm nur nicht zu früh den Kopf verdrehen!“

Harry war aufgestanden, um auf die Bitten seiner Freunde einen Akt aus dem letzten Drama, an dem er arbeitete, vorzulesen. Sogleich war auch Frau von Ufseider aufgesprungen, hatte einen kleinen Tisch herangerückt, die elektrische Stiel-lampe auf demselben aufgedreht und die Flamme an der großen Krone abgestellt. Als Harry sich an dem kleinen Tisch niedergesetzt hatte, rollte sie, wie selbstverständlich, einen Sessel dicht neben den seinen und nahm darauf Platz. Mit großen Augen hing sie an seinen Lippen. Niemand außer ihm schien für sie im Zimmer zu sein.

Aber auch die andern hörten gespannt zu. Nichts rührte sich in dem Raum. Die weiche, nervöse Stimme Harrys beherrschte alle. Als er schwieg, drängten sie sich um ihn, schüttelten ihm die Hände und priesen mit vielen Worten sein Werk. Nur Möringer war nicht von seinem Platz gegangen.

„Er wird dieses Mal Erfolg haben,“ sagte er ruhig zu Traute. „Diese Arbeit muß durch-schlagen! Ich gönne dem armen Jungen. Er hat lange genug warten müssen.“

Bald nach Harrys Vorlesung brach die Ge-sellschaft auf. Frau von Ufseider, die sich den Abend über nicht mehr um Traute gekümmert hatte, nahm zum Schluß von ihr Abschied, als ob sie ihr ganz besonders nahe gekommen wäre.

„Sie besuchen mich, liebes Kind,“ sagte sie mit warmer Entschiedenheit. „Ganz gewiß, das müssen Sie mir versprechen. Ihr Bruder ist ja einer meiner besten Freunde, wissen Sie das auch? Er steht mir sehr nahe. Ich würde gar nicht, was ich ohne ihn machen sollte. Nicht wahr, lieber Burgl, Sie veranlassen Ihr Schwesterlein, zu mir zu kommen?“

Sie standen bei diesen Worten in der Nähe von Frau Albertes Divan. Frau von Ufseider sprach laut. Es war fast, als ob sie eine be-stimmte Absicht mit dem Betonen dieser Freundschaft hatte. Ueber Traute legte es sich wie Angst oder Unbehagen. Das Wesen der Frau hatte für sie etwas Mästelhaftes, Geheimnisvolles. War sie wirklich Harrys Freundin? Waren ihre Worte aufrichtig gemeint? Unwillkürlich sah Traute auf-merksam in das weiße Gesicht. Und dabei fiel ihr das jähe Lächeln ein, das um den harten Mund geduckt hatte, als Fost Rainer näher ge-kommen war, und dabei bemerkte sie, wie auch jetzt die verschleierte Augen eine Sekunde lang aufflammten, gerade als Fost Rainer zu ihnen trat.

„Natürlich wird Traute kommen,“ hörte sie Harry antworten.

Sie selbst vermochte nur, sich schweigend zu ver-neigen. Das Herz tat ihr plötzlich weh. Sie war froh, wieder aus dem Hause fort zu können.

Fost Rainer sah vom Fenster aus den Gästen nach. Auch als die letzten um die Ecke ver-schwunden waren, blieb er mit dem Rücken gegen das Zimmer stehen. Frau Alberte sah unruhig zu ihm hin.

„Es ist spät geworden,“ sagte sie. „War es Dir nicht zu viel, da Du in den letzten Nächten mehr als sonst gearbeitet hast?“

Er schien ihre Worte nicht gehört zu haben. Er wandte sich noch immer nicht um. Die Un-ruhe in Frau Rainer wuchs. Wenn sie nur wüßte, wem sein tiefes Sinnen galt! Das Gefühl der Eifersucht stieg zehrend in ihr auf. War es möglich, daß er sich schon in das reizende Gesicht verliebt haben konnte? Nach der kurzen Zeit, die er Traute kannte? Er hatte den Abend über sehr wenig mit ihr gesprochen. Aber was sagte das? Konnte das Interesse in ihm nicht schon am ersten Abend erwacht sein, als er eine Stunde lang mit ihr allein beim Abendessen gelesen? Eine ganze Stunde! Sie hatte damals genau nach der Uhr gesehen. Und wer wußte, ob er sie nicht sonst schon gesehen und gesprochen hatte? Traute war wochenlang hier. Wie leicht begegnete man sich, wenn man Herr seiner Glieder war und — wenn man es wünschte! Frau Rainer atmete ein paarmal tief und schwer. Sie legte die Hand über die Augen und rieb die Stirn, bis sie schmerzte. Ach, sie wußte es am besten, daß man sich rettungs-

„Ich fürchte, für Dich ist es heut' Abend zu viel gewesen, liebes Kind,“ sagte er freundlich. „Willst Du nicht wenigstens jetzt gleich schlafen gehen?“

Sie ergriff seine Hand und presste sie leidens-schaftlich. Wie wohl ihr seine Nähe tat! Wie wohl das winzige Börtchen: liebes Kind! Es gaultete ihr den Unterschied der Jahre fort! Es lullte sie in den Wahn, sich ihm untergeben zu fühlen.

„Wenn es Dir recht ist, möchte ich noch hier-bleiben. Ich bin gar nicht müde. Fühle mich sogar viel frischer heut' als sonst.“

Sie sprach in leisem, hingebenden Tone. Aus ihren Zügen war alle Härte und Bitterkeit ge-schwunden.

„Aber Du hast immer schlechte Nächte gehabt. Lieben wünscht durchaus vollständige Ruhe für Dich.“

„Was die Aerzte alles verordnen! Gott sei Dank, daß nicht alle Rezepte von ihnen schnell herstellbar sind. Für mich z. B. würde vollständige Ruhe den Tod bedeuten. Wer im Innern ruhe-los ist, muß nach außen hin Abwechslung haben.“

Er antwortete nicht, sondern streichelte nur ihre Hand. Sie fühlte es, daß er mit seinen Gedanken schon wieder weit fort war. Ihre Blicke folgten sich, ohne daß er es beachtete, an ihm fest. Sie ver-suchte es, in seinem Gesicht zu lesen. Glaubte sie doch jede Linie darin zu kennen, die leiseste Veränderung in den stillen, ersten Zügen wahr-nehmen zu müssen. Aber es fiel ihr bei jeder Muterung nur gleich wieder auf, was sie immer schon gequält hatte: daß sein Gesicht sehr jung geblieben war. Zehn Jahre war er jünger. Als sie jetzt aber verströhlen, wie schon oft, ihr Bild neben dem seinen in dem großen Spiegel verglich, fühlte sie schaudernd, daß der Unterschied in ihrem Neuzeren viel, viel größer erschien. Ver-änderte die Zeit doch das Aussehen der Frau schneller als das des Mannes. Um wieviel größer mußte der Unterschied zwischen ihnen nach jedem neuen Jahr werden! Etwas wie Würdigkeit kam über sie. Was half das Mergtügen und Ringen um den letzten geringen Rest älteren Reizes? Gab ihr dieser letzte geringe Rest nicht einmal mehr das Recht, die Arme um seinen Hals zu schlingen, den schönen, feinen Kopf an den ihren zu ziehen und seinen schweigenden Mund heiß zu küssen, wie sie es erlehnte! — Die Rolle jugendlicher Leidenschaftlichkeit paßte nicht mehr für sie. Das wußte sie zu gut. Zu gut auch, daß er sie zwar mitleidig gewähren lassen, aber nicht mehr mit ihr fühlen würde.

„Ich will Dich jetzt in Dein Zimmer bringen und dann noch die Stunde nachsehen,“ sagte Fost Rainer aufstehend. „Es ist ein Uhr. Am fünf muß ich mich weiden lassen.“

Frau Alberte sah zum Fenster hin. Der Wind zerpte an den Jalousien. Die Scheiben der Balkon-tür waren dicht beschneit.

„Willst Du wirklich morgen zur Jagd? Das Wetter scheint sehr schlecht.“

„Es ist Neuschnee. Auf den hab' ich gewartet. Auch möchte ich nach all der Bureauarbeit der letzten Zeit wieder mal viel, viel frische Luft und Bewegung!“

Er dehnte die sehnigen, schlanken Glieder. Er sah aus, als wolle er gewaltig etwas, was ihn drückte, abjucheln. Frau Alberte sprach den Wunsch, den sie auf den Lippen hatte, nicht aus.

Sie ängstigte sich in der letzten Zeit stets, wenn er verreiste oder auch nur zur Jagd fuhr. Eine fast krankhafte Furcht peinigte sie, daß er einmal nicht zurückkehren, daß irgendein Unfall, ein Unglück ihn ihr rauben könnte. Aber sie bezwang sich. Dieses ewige Mergtügen schien ihr auch als ein Zeichen ihres Alterns. Junge Menschen ängstigten sich nicht. Die lebten froh und un-bekümmert in den Tag hinein. Er sollte nicht merken, daß sie auch in ihren Sorgen und Be-denken alt geworden war.

Doktor Rainer trat mit einem leichten Auf-



Prof. Dr. Hofemann,

der Leiter des Stundensburghauses, mit einem Kriegsver-letzten, dem beide Arme und Beine fehlen. An den künstlichen Armen sind Vorrichtungen angebracht, die es ihm ermöglichen, alle Handwerkzeuge anzufassen und feinzuhalten. Man sieht auf anderem Bilde wie der Verletzte Messer und Gabel in den künstlichen Händen hält.

los verlieben konnte auf den ersten Blick. Daß keine Vernunftgründe dagegen halfen, kein Stammen und Wehren, kein Empören und Auf-lehnen.

„Möringer wollte Traute nach Hause bringen,“ sagte sie aus dem drängenden Gefühl heraus, von der mit ihm zu sprechen, die sie am meisten fürchtete. „Er geht sonst immer erst gern in ein Café. Aber heut' wird er sich das Zusammensein nicht kürzen lassen. Er hat ihr den ganzen Abend über den Hof gemacht.“

„Harry kann doch seine Schwester nach Hause bringen.“

„Warum? Wenn Möringer es lieber tut — Traute wird wahrscheinlich auch seine Gesellschaft vorziehen. Ziel es Dir nicht auf, daß sie ordentlich mit ihm kokettiere? Mir machte es Spaß, die beiden zu beobachten.“

Durch die schlanke Gestalt am Fenster ging ein leichtes Zittern. Aber das ernste Gesicht Doktor Rainers war sehr ruhig, als er sich jetzt endlich umwandte und langsam dem Divan näher kam. Er zog einen Sessel heran und setzte sich. Seine Augen sahen mit dem Ausdruck überlegener Güte in das erregte Leidensantlitz seiner Frau.

atmen in sein Zimmer. Er prüfte flüchtig das Jagdgerät, das Karl, sein Diener, schon bereitgelegt hatte. Dann setzte er sich in den Stuhl vor dem Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. Auch über ihn war heute eine tiefe Müdigkeit gekommen. Die ewigen Eiferträume seiner Frau quälten ihn. Er war feimervig geworden in dem steten Umgang mit der Leidenden. Die große Menschkenntnis, die er in seinem Beruf erworben, kam dazu, um ihm alle Regungen ihrer Seele zu offenbaren, ihre Gedanken zu verraten, ohne daß sie sie ausbrach. Und wie litt er bei dieser Erkenntnis! Sie war ihm einst sehr hoch und edel erschienen. Er hatte sie bewundernd in ihrer Energie, ihrem emsigen Schaffen, ihrer nie verlagenden Heiterkeit, ihrem Lebensmut. Er selbst war durch eine ernste, einsame Kindheit, eine arbeits- und pflichtreiche Jugendzeit gegangen, und er hatte geglaubt, durch diese harte Schule abgestumpft gegen die Freuden und Genüsse des Lebens, älter, gereifter zu sein, als es seinen Jahren zutraf. Es hatte ihn mit trockenem Stolz erfüllt, als einst Alberte Solz, die ältere, seinem Empfinden nach über ihm Stehende, die es verstanden hatte, ihr kleines, behagliches Heim zum geistigen Mittelpunkt des Städtchens, sich selbst zur beliebtesten Persönlichkeit des engen Kreises zu machen, ihm rückhaltlos gezeigt, wie teuer er ihr geworden war, wie hoch sie ihn über all die anderen stellte. Welch bitteres Erwachen war dem kurzen Glückstrahl gefolgt! Wie quälte ihn jetzt ihr unruhiges Temperament, ihre heiße Leidenschaftlichkeit! Wie quälte ihn die Erkenntnis, daß er sich selbst durchaus nicht abgestumpft gegen die Genüsse des Lebens fühlte, auf die er nun kein Recht mehr besaß!

Kein Recht mehr!

Und was sollte ihm für den ganzen Rest seines Lebens bleiben? Die Pflicht. Nur die Pflicht. Freilich, auch die Arbeit war ihm seit langem Trösterin und Freundin geworden. Er hatte sie nie als Last empfunden. Aber oft, oft fühlte er doch ein wildes Aufsehnen gegen sein Gesicht in sich. Oft, oft schlich ein ungesüßtes Sehnen nach höherem Glück in sein Herz, und es war ihm, als ob das Leben auch andere Genüsse für ihn aufgespart haben müsse. Als ob sonst noch Trost und Freude auf ihn wartete!

Der kurze Wintertag ging zu Ende. Die tiefhängenden Wolken verdängten früh das spärliche Tageslicht. Nur der über Feld und Fkur liegende Schnee ließ die stille Winterlandschaft im matten Dämmerlicht glänzen. Jost Rainer wanderte durch die weißbepflanzten Baumreihen der Landstraße der kleinen Bahnhofsstation zu. Der Aufenthalt in der kalten, klaren Luft hatte ihn neu belebt. Er fühlte sich nach dem in der Einsamkeit der winterlichen Natur verlebten Sonntagvormittag wieder elastisch genug, um die Würde des Alltags auf sich zu nehmen.

Das Jagdgewehr über der Schulter, den Hut weit aus der Stirn gerückt, schritt er rasch vorwärts. Der Zug war schon gemeldet. In wenigen Minuten mußte er einlaufen. Es hieß eilen, wenn er noch zur Zeit kommen wollte. Kurz vor der Station aber hemmte er plötzlich den schnellen Schritt.

Seitwärts am Weg stand ein kleines Landhaus. Es lag ein beträchtliches Stück von der Ortschaft entfernt, die sich, von Kieferwald umschlossen, auf der entgegengesetzten Seite des Bahnhofs hinzog. Er kannte das Haus, denn er war oft genug auf seinen Jagdausflügen an ihm vorübergekommen. Es hatte ihm durch seine einsame Lage an dem kleinen Landsee stets gefallen, und er hatte schon erwogen, ob er es erwerben sollte, da es seit kurzen unbewohnt war und zum Verkauf stand. Zu seiner Verwunderung aber sah er jetzt die Kaloufen an zwei Fenstern aufgezogen, die Haustür offen stehen und in dem kleinen Vorgarten hinter dem Staketenzaun eine Frauengestalt auf und ab gehen. Hatte das Haus bereits

einen neuen Besitzer? Rasch ging er über den Weg. Die Dame in dem Garten wendete sich um.

„Ah — lieber Doktor —“

„Gnädige Frau —“

Sehr überrascht hielt Rainer die schlanken Finger Frau von Ufseiders, die sich ihm über den niedrigen Zaun entgegenstreckten, in seinen Händen. Sie lachte daran. Ihre roten Lippen glühten über den schönen, blühenden Zähnen.

„hm —“ machte sie dann, die Hände, die er nach kurzem Druck losgelassen, wieder in den Rock steckend, „hm — hm — eigentlich müßte ich mich ärgern, daß Sie mich überumpelt haben. Ich halte mich hier nämlich infognito auf. Ganz heimlich, wissen Sie, verwunschen und verborgen.“

„Seit wann denn?“

„Seit heut' früh. Und bis abends um sieben sollte mein köstlicher Wildnisaufenthalt dauern.“

„Machen Sie das öfter?“

„So oft ich es ermöglichen kann.“ Zur Herbst- und Winterzeit, wenn hier keine Menschen sind. „Ah — Sie glauben nicht, wie wunderbar einem die Einsamkeit immer wieder Gemüt und Nerven stärker kam.“

„Ich weiß es. Aber —“ er unterbrach sich und sah zu dem Bahndamm hin. Ein langgezogener Pfiff tönte herüber. „Gerade tief der Zug ein.“

Frau von Ufseider folgte seinem Blick. Ein leises Lächeln glitt ihr über die Lippen.

„Nun haben Sie den Zug veräumt,“ sagte sie in bedauerndem Ton. „Sie kommen da nicht mehr mit. Oder wollen Sie es mit Laufen probieren?“

Er blieb stehen.

„Warum? Ich fahre mit dem nächsten.“

Freilich eine gute Stunde heißt's warten.“ Sie berührte leicht seine auf den Zaun gestützte, kalt gewordene Hand mit ihrer warmen, von der sie im Nuß den Handschuh abgezogen hatte.

„Kommen Sie. Hier ist's jetzt nicht mehr schön. Es wird kalt und dunkel. Ich will Ihnen meinen Schlupfwinkel zeigen. Er ist mollig und behaglich.“

Sie ging ihm voraus die kleine Steintreppe empor und führte ihn in das Haus, das er für gänzlich unbewohnt gehalten hatte. Der größte Teil desselben war es allerdings. In den nach dem Hof zu gelegenen Parterreräumen wohnte nur ein älteres Ehepaar, das den Hausmannsposten innegehabt, und jetzt für das Vermieten, resp. den Verkauf des Grundstücks zu sorgen hatte. Neben seiner Wohnung lag ein großes, schönes Vorderzimmer, der „Schlupfwinkel“ Frau von Ufseiders. Es war sehr wohllich eingerichtet. In der Nähe des Fensters stand ein mit Wappen und Papieren bekrönter Schreibtisch. In der Ecke nebenan ein alexandrinischer Glaschrank, der zum Teil mit Porzellan und kleinem Hausgerät, zum Teil mit Büchern gefüllt war. An den Wänden hingen eine große Anzahl meist ungerahmter Bilder und Zeichnungen, und vor dem kaminartigen Ofen, in dem ein helles Feuer prasselte, stand ein breiter Divan mit seidnen Kissen und einem schönen Bärenfell darauf und einem ziemlich umfangreichen gebedekten Teetisch davor. Frau von Ufseider warf den Mantel ab und zündete die Gaslampe an. Dann ließ sie die Jalousien herunter und entfernte einige Zeitschriften von dem Sessel neben dem Divan.

„Ist's nicht nett hier?“ fragte sie. „Kommen Sie, setzen Sie sich. Sie sollen eine Tasse Tee mit mir trinken. Auch etwas zu essen haben. Jäger sind immer hungrig. Und ich muß Sie bei guter Laune erhalten, damit Sie auf meiner Seite sind, wenn es gilt, meinen Schlupfwinkel auch fernherhin vor meinen Freunden zu verheimlichen.“

Rainer ließ sich gern in dem bequemen Korbsessel gleiten. Er hielt die Hände einem Augenblick vor das flackernde Feuer. Dann lehnte er sich wohligh zurück und sah den Bewegungen der weißen Hände zu, die sich auf dem Teetisch zu schaffen machten.

Es zeigte sich, daß die Vorräte Frau von Ufseiders vorzüglich beschaffen waren. Das Por-

zellan, das dem Glaschrank zur Vervollständigung des Teetisches entnommen wurde, war tadellos, wie das Leinwandgebäck. Nach einer kurzen Zwiegespräche mit der Hausmannsfrau kam sie mit einigen Platten zurück, auf denen Eier, kalter Aufschnitt und ein gebratenes Huhn lagen. Sie machte sich gleich daran, die Eier in einem kleinen Nidelfessel über der Spiritusflamme zu siedeln und den Tee zu bereiten.

„Frau Grund will sich nicht sehen lassen,“ lachte sie dabei leise. „Sie war nicht zu bewegen, die Bedienung zu übernehmen, da sie ihren Sonntagstanz früh abgelegt hat, um ihre Ziegen und das Federvieh zu versorgen.“

Es war ihm etwas ganz Neues, die elegante Frau, die er bisher nur im Salon gekannt hatte, so hausfraulich schalten und walten zu sehen. Sie merkte es, daß er sie bewundernd ansah. Aber ihre Bewegungen blieben ruhig und gleichmäßig.

„So, Herr Doktor, jetzt können wir essen. Ihre Tasse, bitte!“

„Danke bestens. Aber eigentlich, gnädige Frau, bin ich noch gar nicht so weit, d. h. ich bin mit dem Verwundern noch nicht fertig über unser unerwartetes Zusammentreffen hier. Ueber das unerwartet aufgespürte freundliche Heim und die unerwartet gefundene Gastfreundschaft.“

„D — o — vermögen Sie sich denn noch so gründlich zu verwundern? Ach, wissen Sie, wundere mich nur selten, vielleicht nie mehr über etwas. Ich habe mir das so ziemlich abgewöhnt.“

„Sie wundern sich über nichts, weil Sie in allem die Vorherbestimmung zu erkennen glauben. Ist's nicht so?“

„Ganz recht, Sie wissen, ich bin Fatalistin, wie Ihre Frau Gemahlin überzeugte Anhängerin des Glaubens an die Macht des Willens ist.“

Er sah in das unbewegte Gesicht mit den festen, energiegelichen Zügen.

„Meinen Sie sich auf die Macht Ihres Willens nicht verlassen zu können?“

Sie zuckte die Achseln und lehnte sich lächelnd in ihren Sessel zurück.

„Vielleicht bin ich zu bequem, um diese Macht zu probieren. Ich habe mir immer gedacht, daß die Theorie Ihrer Frau Gemahlin sehr viel Körper- und Nervenkraft kostet. Und finden Sie nicht auch, daß es ein wundervolles Gefühl ist, sich treiben zu lassen, sich gewissermaßen verantwortungslos gegen die Schidungen unseres Lebens zu fühlen?“

Er schüttelte den Kopf. „Am Gottes willen, das ist das Schlimmste, was ich mir denken kann. Und Sie, gnädige Frau — ich habe es nie begreifen können.“

Er ließ den Blick wieder über ihr Gesicht, ihre junonische Gestalt gleiten. Sie lag noch zurückgelehnt im Sessel. In ihren Augen lag ein heißer Glanz. Am ihre Lippen spielte ein weiches Lächeln. Ihr Gesicht sah nicht mehr unbeweglich und fest aus.

Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erkenntnis, daß sie sich ihm gegenüber anders gab, als sonst, daß sie ihm gegenüber oft genug die Mäste starrer Kühle fallen und ihn ahnen ließ, daß in ihr ein heißes, begehrendes Herz zuckte. Er erschraf bei dieser Erkenntnis. Er schüttelte mit Gewalt das Gefühl der Schwüle ab, das ihn einen Augenblick befiel.

„Ich habe es nie begreifen können, gnädige Frau,“ fuhr er mit beherrschter Stimme fort, ohne sie anzusehen. „wie es überhaupt unter modernen Menschen Fatalisten geben kann. Mir würde Leben und Arbeiten keine Freude machen, wenn ich nicht hoffen dürfte, in der Hauptstadt Herr meines Schicksals und meines Handelns zu bleiben. Auf das Gefühl der Verantwortlichkeit möchte ich nie verzichten. Es gehört meiner Meinung nach zu unseren edelsten Vorrechten. Zu unseren Herrenrechten!“

„Sie empfinden eben als Mann. Ich kann es verstehen. Ich selbst nehme mich nicht nach der Blüde der Herrenrechte.“

„Sie hatte instinktiv sein Erschrecken und Zurückweichen gefühlt. Aus ihrer Haltung verschwanden Weichheit und Eingebung.“

„Ich will Ihnen nun aber erzählen, wie ich zu meinem „Schlupfwinkel“ gekommen bin.“ sagte sie in ihrem gewöhnlichen, lässig gleichgültigen Ton. „Möringer hat mich eigentlich auf ihn gebracht. Wir waren einmal im Herbst hier. Möringer fand es so greulich langweilig, daß er schwur, niemals mehr herzukommen. Das gab mir die Idee. Gerade jenseits eines Ort, der anderen greulich erschien, brauchte ich. Da war ich sicher vor den unausbleiblichen Sonntagsausflüglern. Ich mietete also dieses Zimmer, richtete es mir behaglich ein und weil seitdem, so oft ich kam, in meiner „Höhle.“

„Sie arbeiten hier?“

„Hauptächlich laufe ich Schlittschuh auf dem kleinen See. Großartig, sag ich Ihnen. Nun, und dann arbeite ich auch, wenn ich zufällig in Stimmung bin.“

„Wunderbar, daß wir uns noch nie begegnet sind. Ich habe hier seit Jahren mein Jagdgebiet.“

Eine feine Note jagte flüchtig über ihr Gesicht. „Weil ich das wußte, ließ sich eine Begegnung leicht vermeiden. Es war uns ja beiden mehr damit gedient, wenn wir gegenseitig ungestört blieben.“

Sie sprach so gelassen, daß das letzte Mißtrauen aus ihm schwand.

„Dann will ich gern versprechen, die heutige Begegnung für einen schönen Traum anzusehen und in Zukunft wieder nichts von Ihrem Schlupfwinkel zu wissen.“ sagte er heiter.

„O, bitte, Zwang ist gräßlich! Und ein Zwang wäre es, wenn man die Augen gewaltsam schließen müßte. Sie dürfen mir ruhig Guten Tag sagen, wenn wir uns treffen sollten. Im übrigen glaube ich freilich, daß das so bald nicht der Fall sein wird. Ich muß in nächster Zeit sehr fleißig sein. Ich werde lange nicht herauskommen.“

Sie blieben aus einer ganzen Weile vor dem flackernden Feuer sitzen. Auch der nächste Zuguhr aus der Station, ohne Rainer mitzunehmen. Es war 6 Uhr, als Frau von Mißeder endlich selbst zum Aufbruch mahnte.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Allerlei

Der Dolmetscher. In der „Jugend“ erzählt Heinz Echar folgende lustige Anekdote: Eine Eskorte russischer Kriegsgefangener. Vorterritoriale Begleitmannschaft rumänischer Nationalität. In der Station L. hat sich der Transportkommandant zu melden. Er ruft einen der gefangenen russischen jüdischen Soldaten zu sich, rucht mit ihm das Zimmer des Bahnhofskommandanten auf, nimmt stramme Haltung an — und schweigt. Der Bahnhofskommandant schüttelt den Kopf. Da kuliert der russische Soldat, meldet das Eintreffen des Transports und bittet um weitere Befehle. „Na, seid Ihr denn verrückt?“ schreit der Bahnhofskommandant. „Wer ist denn da Gefangener und wer eskortiert denn?“ Und der russische Soldat lächelnd: „Einschuldigen, die Österreicher können niz deutsch!“

Heiteres

Streichhölzer. Es hieß: Ihr werdet euch einschränken müssen! Da gingen sie hin und kapelten ihre Schränke voll.

Ein Schreibschüler. Der Regimentsarzt diktiert während einer Musterung dem schriftführenden Corporal: „Rechtsseitiger Lungenempyematarrh.“ Dergelt unglücklich. Er wirft einen nachprüfenden Blick ins Protokoll und findet unter einem Heiterkeitsausbruch seine Diagnose in folgender Weise: „Rechtsseitiger Lungenempyematarrh.“

Der Generalstab. „Auch ich kann mich irren, meine Herren. Aber mein Verstum hat wissenschaftlichen Charakter, der des Truppenoffiziers bloß persönlichen Charakter. Das ist der Unterschied!“

Reisigbüsche in Sicht.

Im alten Stenlande
Am Eudrat, Tigris' Strande
Viel Niesenerden wachen,
Indes wir Hunger leben.
Gebuld, nur wenige Wochen,
Dass Serbien durchbrochen!
Dann endet unsere Qualzeit.
Mesopotamien's Wahlzeit!

So wird's kommen. Infolge der neuerlichen Steigerung der Milchpreise leben wir uns zu unserem Bedauern genötigt, auch die Preise für Milchglasfäden den Erzeugungsstellen entsprechend zu erhöhen. Die Glaste.

Der kochbedürftige Erdentüchtig. Der Ferkel soll aus Gesundheitsrücksichten nach Südräumen gehen. Der „Kerikeri“ weiß do t für ihn eine sehr geräumige Babewanne, die für Schwelgebäder sehr geeignet ist und gut warm hält; das ist der Krater vom Vesuv! (Aus „Kerikeri“.)

Rätsel.

I.
Vinführend seine Schaar, zu Kampf und Siegen,
Daß mich mit A ein Kriegsschub erliegen.
Der Ritter, den die Dame liebte,
Erstlings mit D, mit E der Zimmermann. Geier.

II.
Die ersten nennen allgemein
Guch eine heilige — böse — Zahl.
Die Zahl der Wunder, die der Weisen,
Die auch der Vorzeit Sagen preisen.
Es nennt das letzte Silbenpaar
Guch eine grüne Weiberhaar.
Den Fuß verweist in düfter Gruft,
Das Haupt umweht von Himmelsluft,
Ein Schab für beschwingte Gäh,
Ein Tempel deutscher Götterfest:
Durchströmt von frischem Lebenssaft,
Sind sie ein Sinnbild deutscher Kraft.
Das ganze Wort, es zeugt auf's Neue
Von deutscher Mute, deutscher Treue;
Ein Held ist's, dessen Wehrlichkeit
Den Kaiser aus Gefahr befreit,
Ein Held, der einst das eigene Leben
Für Barbarossa hingegeben. Geling.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:
I. Atlas. — II. Windmühle.

Denkt an Weihnachten!

Tief im Feindeiland weht heutig die deutsche Fahne, tief im Feindeiland begehren unsere Taboren, die unser ganzes Sinnen und Trachten mit forgernder Liebe umhüllt, zum zweiten Male unser größtes und schönstes heimisches Fest. Ein deutsches Weihnachten wollen wir ihnen schenken, noch schöner wie im Vorjahre. — Doch es gilt vorhergehen und gleich vorhergehen. — Gedendet der vielen, vielen Einlagen, denen wir eine Dankschuld abzutragen haben. Sie sollen am nächsten Christ, wenn in allen Schließengräben und Unterständen die Gräfte der Nigen ausbaden werden — nicht mit traurigen Augen und Weh im Herzen abwärts stehen. — Glaubt ihnen ein frohes Leben, ihnen die für Guch zu kämpfen und zu sterben wisse. — Gebenket über und sendet Weihnachtsgaben an die Staatliche Munitionswerkstoffe II beim Gardeforps Berlin NW 6, Warlt. 12. — Alles ist willkommen. — Praktische Gegenstände wie Unterzeug, Strümpfe, Seife, Handtücher, Tischtücher, Spielzeug, Messer usw., ebenso wie Schwaren, Weine, Wein in Mineralwasser, Fleisch, Fisch und Gemüseerzeugnisse, South, Warmelade, Marmeladen, Schokolade, Pfefferkuchen, weiter Jagarten, Zigaretten, Tabak, Feuerzeug und Umte, Spielkarten, Wundgarmentall — und so vieles, was man noch dem feiertragenden Weihnachtssmann auspacken kann. Doch schickt es bald — ehe man es gebacht, steht Weihnachten vor der Tür. —

10 Jahre schön
bleibt so eine „Atama“-Straußenfeder, einzig von H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. 10-12, zu beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 5 M., 50 cm 12 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15 cm breit, ca 1/2 m lang, nur 2 M., 40 cm lang nur 1 M. Boas und Stollen, 2 m lang nur 8 M., 11 M., 14 M. Auswahl geg. Referenzen. Blumen, 1 Karton voll, 3 M.

Echte Fuchs-Kolliers M. 45.—
Pelzwarenfabrik Leipziger Strasse 58. I. nahe Spittelmarkt.

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen
Nachahmungen weiße man zurück.

Musiknotenmappe mit Notenpult „Susanne“
(Patent Jean Joachim-Chaigneau)
Preis in Calico M. 4.—
zu beziehen durch
Preussische Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Ritterstr. 50.

Im Verlage der Preussischen Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50, ist erschienen
Plate, Handbuch für das Preuß. Abgeordnetenhaus
587 Seiten Großoktav.
Das Buch enthält die Geschäftsordnung, die Preussische und die Reichsverfassung, eine sorgfältige Bearbeitung der Wahlvorschriften für das Abgeordnetenhaus, die Lebensbeschreibungen und Bildnisse aller Mitglieder des Hauses, eine ausführliche Statistik der letzten Abgeordnetenwahlen, die Programme und Wahlaufträge aller Parteien, sowie eine Reihe interessanter finanzstatistischer Tabellen, worunter eine Zusammenstellung der Brutto- und der Nettoeats seit 1903. Es wird allen politisch interessierten Kreisen, namentlich den Wahlvereinen in Stadt und Land, aufs Dringendste empfohlen.
Preis in Leinwand gebunden 7,50 M.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Der süß. Gebirgs-Wacholderessig
Authentischeres Blüheneingangsmittel 10 Pfund-Beschlässe M. 6.— franko Oberleitung 1 Pfund Warenprobe für 50 Pf. bei Warenbest. franko.
Laboratorium P. Seiffert, Dillstr. 27, 52 bei Walsenburg (Schlesisch-Gebirg.)

Die altbewährte, preisgekrönte, weltbekannte nicht einlautende **Blitz-Strick-Wolle**
liefert auch an Private (Muster franko) die **Erfurter Garnfabrik** Hoflieferant in Erfurt W. 247.

3000 Zentner Bettfedern
besteht sämtlich die erste Bettfedernfabrik mit sehr reichem Gustav Prinzenstrasse 46 Berlin 180
Bertrand gen. Nachr. Verwad. kostenfrei. Garantie; Umtausch oder Rücksendung auf meine Kosten. **Prüfungsfertige Bettfedern** Nr. 2, 55, 1.—, 1.30. **Reine daalbaumene** Nr. 1, 75 u. 1.90. — **Gemischte Gänsereufedern** Nr. 2.—. — **Reine Gänsereufedern** Nr. 2.50, 3.—, 3.50. — **Gemischte Krausegänsereufedern** (geflücht gefüllt) Nr. 2.85. — **Reine Gänsefüßfedern** Nr. 2.50, 3.—, 3.50. — **Gemischte Gänsefüßfedern** Nr. 2.50, 3.—, 3.50. — **Gemischte Gänsefüßfedern** Nr. 2.50, 3.—, 3.50. — **Gemischte Gänsefüßfedern** Nr. 2.50, 3.—, 3.50. — **Gemischte Gänsefüßfedern** Nr. 2.50, 3.—, 3.50. — **Gemischte Gänsefüßfedern** Nr. 2.50, 3.—, 3.50.

JAGD-u. SCHEIBENGEGWEHRE
wie Doppelflinten, Büchseflinten, Drillinge, Birsch- u. Scheibenbüchsen, Vogelflinten, Teschins, Revolver u. Pistolen, alle Jagdgerätschaften, Munition, usw. Raubtierfallen
beziehen Sie zu Original-Fabrikpreisen, daher am besten und vorteilhaftesten direkt aus der
Gewehrfabrik von H. Burgmüller & Söhne, Hoflieferanten Kreiens (Harz) W 262.
Unsere Waffen-Spezial-Kataloge, in einer Stärke von 272 Seiten, der interessanteste, reichhaltigste und fehlerfreie der Waffenbranche, senden wir auf Verlangen gratis und franko ohne jede Kaufverpflichtung an jedermann.

Kaufe mein Bett.
Sichstein rot, blau, daunenüber, große 1 1/2 fah. Ober- u. Unterbetten u. 2 Stiften mit 20 Pfund reinen daunen, das weiche Bett mit daunendeckel M. 35.—. **Reinliches fertiggest. Daunenbett M. 40.—.** **Weißschaffig tolle jedes Bett M. 5.—.** mehr. **Richtig. Geld ausricht.** **Bettfedern billig.** **Stahl. 100, 30,000.** **Betten. 1050.** **Zweifelhafte Bettfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.**
Rühmes in Autotypie und Strich
Wilhelm Crede, Berlin SW 68, Ritterstr. 50

Soeben erschienen! Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's
Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz
 Maßstab 1:5 000 000 Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel-
 ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier,
 im Osten Odeffa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der
 Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine
 schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von
Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298. Berlin SW68, Ritterstraße 50 Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298.

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.
 Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint

Kommentar zum Preußischen Wassergesetz
 bearbeitet von
Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche
 als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch
 gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten
 Ranges anzusprechen find.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Preussische Weingrosshandlung
 G. m. b. H.
Berlin SW., Ritterstrasse 50a.
 Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	0,90
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerner Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	1,—
Fronsac Bordeaux	1,10
1911er Cru du Moulin	1,30
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

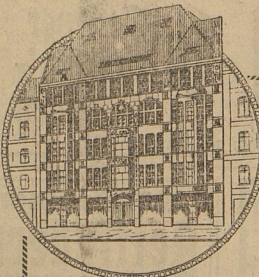
Französischer Rotwein	per Ltr. 1,25
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,95
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,75

— In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —
 In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus
 und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bestells.

ANZEIGEN
 haben in diesem Blatt
 die weiteste Verbreitung.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.
 Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen

Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
 Telegrammaufschrift: Chromgreve Berlin Berlin SW68, Ritterstraße 50



An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide
 ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie
das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland
 dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,
in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,
 sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der
 Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist
 nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend herunter-
 gegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität
 unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte
 Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Responsible for printing, business and advertising: Fritz Escholz, Neubölln. — Verlag: Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW68. — Notationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW3.